

Weit mehr als tausend Bruderschaften und Gilden feiern in Deutschland ihre Feste. Rund eineinhalb Millionen Schützen legen vor allem im Herbst auf Holzvögel und Zielscheiben an. Und so mancher träumt davon, einmal im Leben König zu sein.

Freut mich sehr, ich bin der König!

von Lutz-P. Eisenhut

Und dann fällt ein Schuss, der sein Leben verändert: Bis eben war er Joseph. Jetzt ist er Joseph XII. Regent, Machthaber, Herrscher, König. Jahrelang hat er diesem Augenblick entgegengefiebert, hat hart trainiert, fleißig gespart und hin und wieder geträumt wie's wohl wäre, wenn er es einmal soweit brächte. Nun ist er am Ziel. Hat's geschafft. Ist jemand jetzt; nicht irgendwer mehr. König. Schützenkönig! Für einen Moment ist er ganz still. Und die ganze Welt scheint mit ihm zu schweigen.

Dann sind die Kumpel da, die Kameraden. Dröhnend. „Ganze Kerle eben“, denkt er, „wie ich“. Lachend lassen sie ihre Pranken auf seine Schultern krachen, knuffen ihn in die Seite, schlagen ihm überschwänglich den Hut vom Kopf, tätscheln übermütig sein Haar, bis es zerzaust ist und die getönte Brille verrutscht.

„Na, na“, wehrt er ab. Bescheiden: „So toll war das doch auch wieder nicht“. Das stimmt. Und jeder hier weiß es. Doch es ist die Stunde des Königs, nicht die der Wahrheit. Deshalb wird er nun hochgehoben, immer höher, auf Schultern gestemmt, gefeiert, getragen. Er sieht seine Frau, die feuchte Augen hat und ein neues Kleid brauchen wird für den Krönungsball und den Festzug morgen durchs Dorf, wo seit Tagen schon die grün-weißen Wimpel wehen: Schützenfest!

Seine Frau lächelt, kennt das Hochgefühl, den Siegestaumel, den Rausch, besser zu sein als alle anderen: Vor Jahren war sie Schützenliesel. Nicht Königin! Frauen können – in anderen Vereinen ist's anders – hier bei den St. Hubertus Schützen nun einmal nicht Königin werden. Wenn sie gewinnen, heißen sie Liesel. Immerhin dürfen sie Mitglied sein, mitschießen. Aber Königin wird eine Frau nur durch ihren Mann – wenn der König wird. Und Joseph ist jetzt Joseph XII. Er blickt auf seine Söhne hinab. Die Buben schauen zu ihm auf. Das hat es seit Jahren nicht gegeben, nicht mehr, seit sie ihm bereits mit vierzehn über den Kopf gewachsen sind.

Krachend setzen ihn die Kameraden auf den Boden. Jetzt kommt der Kaiser auf ihn zu, legt ihm jovial den linken Arm um die Schulter, drückt mit der mächtigen Rechten seine Hand. Zweimal war der Mann König gewesen. Und als er zum dritten mal den Vogel abschoss, wurde er Kaiser. Joseph XII, für einen Augenblick wieder Joseph, erwidert zaghaft lächelnd den Gruß, deutet eine Verbeugung an: Kaiser ist Kaiser, da ist nichts zu machen. „Herzlichen Glückwunsch“, donnert der Kaiser, „schön, dass Du auch einmal Glück gehabt hast, Jupp.“

Glück? Einige Dutzend Mal haben er und seine Vereinskameraden mit der Kleinkaliberbüchse auf den Holzvogel angelegt. Zuerst, wie's Brauch ist, die Flügel abgeschossen, um die Ritter zu ermitteln: rechter Flügel – erster Ritter, linker Flügel – zweiter Ritter. Auch er, seine Majestät Joseph XII, war schon einmal Ritter. Doch daran will er jetzt nicht denken. Damals: Das waren keine guten Zeiten. Die Söhne in der Ausbildung, der

Familienbetrieb kurz vorm Bankrott, kaum Geld im Haus, schon gar keines für Träume. Ritter war damals die einzige Möglichkeit zu zeigen, dass er schießen kann. Und treffen. Den Vogel von der Stange zu holen – er hat das genau durchgerechnet – kostet mindestens 3.000 Euro. Eher sechstausend. Wenn man großzügig sein will. Und er will: Ein Kleid für die Frau, Essen mit den Kameraden, die ein und andere Runde Freibier im Festzelt. Vielleicht noch eine Spende für den Verein. Das ging nicht damals. Aber er hat es gepackt. Hat durchgehalten, weitergemacht. All die Jahre! Bis heute. Für heute.

Glück gehabt? Wenn die Ritter ermittelt und aus dem Wettbewerb ausgeschieden sind, der Holzvogel bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt als zersplitterter Rumpf nur von ein oder zwei Schrauben noch gehalten an einer senkrechten Stange hängt, die hoch über die Köpfe der Schützen hinausragt, wird es spannend: Der nächste Treffer kann der entscheidende sein. Jeder, der jetzt noch gezielt abdrückt, ist wohlhabend genug, den künftigen König zu geben.

Wer nun noch „draufhält“, hofft, dass es sein Projektil sein möge, das die spröden Holzfasern durchtrennt, den Klotz endlich herabfallen lässt. Über jenen aber, die es sich nicht leisten können zu treffen – und die doch schießen müssen, weil die Reihe an ihnen ist – hängt der Vogel wie das Schwert über Damokles. Auch sie müssen die Flinte scheinbar aufs Ziel ausrichten – und können nur hoffen, dass sie fehlen. Ihre Kugel den verdammten Brocken nicht einmal berührt: weil das schon genügen könnte, ihn abstürzen zu lassen.

Glück also? Quatsch: Hier zu siegen ist Wille! Und Joseph hatte den Willen zur Macht. Eine gute Stunde ist Zeit bis zu seiner Krönung, zur „Proklamation der neuen Würdenträger“, wie das Festprogramm verheißt, das seit Wochen in den Schaufenstern des Ortes aushängt; beim Bäcker, Metzger, Schuster, Drogisten. Für den unerfahrenen Herrscher wird es jäh hektisch: Frisieren, den Hofstaat organisieren und noch einmal die Festansprache durchgehen.

Seit Jahren hat er diese Rede im Kopf, hat sie wieder und immer wieder gehalten. Nachts, wenn er nicht einschlafen konnte, sich nach kommenden, besseren Zeiten sehnte. Doch jetzt wo es gilt, vom Traum nichts geblieben ist als Realität, haben Joseph plötzlich die Worte verlassen: „Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.“ – „Wird schon“, sagt seine Frau, die nach Hause geeilt ist, ein Kleid zu holen. Jenes, das eine Überraschung sein sollte – und seit drei Jahren verpackt im Schrank hängt.

Für einen Moment stehen sich Joseph und Frau gegenüber. Alleine hinter'm blauweißen Festzelt. Sie sehen sich an. Sie hält seine Hände. Die sind ganz kalt, ganz steif und ganz feucht. Er sagt: „Der Herbst ist so kühl.“ Und dann ganz leise: „Königin.“ – „König“, lächelt sie und dreht sich, räuspert sich, fragt aufgeräumt: „Na?“ Er schluckt, schluckt noch mal: „Klasse“. Gleichzeitig streifen sie sich die Handschuhe über. Ihre reichen bis zu den Ellbogen, sind aus Spitze und weiß wie seine aus Glacé.

Gemeinsam betreten sie das Zelt. Die Luft ist stickig. Warm und feucht. Zigarre, Schweiß, Naphthalin, Bier, Urin. Sie riechen es nicht. Sie riechen gar nichts. Seit' an Seit' durchschreiten sie den Raum, der gegenüberliegenden Stirnwand entgegen, an der eichenumkränzt das Wappen der Bruderschaft prangt. Darunter steht quer zum Raum auf einem Podest eine Tafel. Ihre Tafel: ein Bierzelttisch unter weißem Papiertuch, darauf gelbe Rosen und weiße Narzissen. Dahinter eine rohe Holzbank mit grün-

nem Klappgestell: der Thron. Die Kapelle – „Stardust“ – spielt einen Tusch. Die drei Musiker – schwarze Tuchhosen, Lackschuhe, rote Hemden, spitze Kragen – erheben sich. Das Auditorium erhebt sich. Manche schwanken. Joseph, den der Vereinsvorsitzende, der Brudermeister, gleich zum zwölften machen wird, steigt die Stufen zum Podest empor, dreht sich herum, will sich verneigen, fängt sich, winkt hinab ins Zelt.

Die Zeremonie beginnt: Zunächst wird der Schülerprinz vorgestellt, anschließend sind die Knappen des Jungschützenkönigs dran, die den Rittern des Schützenkönigs entsprechen, hinterher der Jungschützenkönig selbst. Schließlich der Bürgerkönig. Zuerst also die Vereinsjugend, ganz jung und jung, darauf der Sieger des Schießwettbewerbs für Nicht-Schützenbrüder. Nun kommen die Ritter dran und dann – der König!

Nun also ist's Joseph wirklich! Gesegnet mit den Insignien der Macht: Um seinen dunkelgrünen Hut, von dem der braun-graue Gamsbart wie ein Rasierpinsel absteht, rankt sich jetzt hellgrünes PVC-Eichenlaub. Über der Brust, die sich unter dem Waffenrock strafft, der mit Orden dekoriert ist und silbernen Schulterstücken, spannt sich die schwere Königskette, der er eine weitere Plakette mit seinem Namen hinzufügen wird. Für den Ärmel bekommt er einen schwarzen Aufnäher: In goldenen Lettern steht darauf „König“. Der Kaiser hat zwei davon am Arm. Einen noch auf dem „Bezirkkönig“ steht, einen weiteren mit der Aufschrift „Prinz“ – und einen Streifen mit dem Wort „Kaiser“.

Neben dem Mann, den der Brudermeister geschmückt hat, steht lächelnd seine Königin. Die hat sich selbst verzieren müssen: In der nackenkurzen, aschblonden Dauerwelle steckt ein funkelndes Diadem. Wie ein Zepter fasst sie mit der Rechten ihren Biedermeierstrauß, während die Linke die zierliche Nerzstola hält, welche die Träger ihres bodenlangen, pinkfarbenen Abendkleides verdeckt. Die lange, doppelreihige Perlenkette, die fast aussieht wie eine echte, ist abgestimmt auf die weißen Pumps, die sie auch zum nächsten Kleid wird tragen können, das sie gleich Montag anschaffen wird. Das soll türkis sein – damit der Unterschied auffällt.

Er danke seiner Frau, sagt Joseph XII, seinen Söhnen und auch dem lieben Herrgott, dass sie ihm alle miteinander diesen Moment ermöglicht hätten. Eigentlich, wird er sich später seiner früheren Traum-Worte erinnern, hatte er ganz etwas anderes sagen wollen, doch jetzt verlässt er sich lieber auf Bewährtes. Auf das, was alle Schützenkönige sagen; alle Oscar-Preisträger und Karnevalsprinzen: Ohne eine intakte Familie, die einen unterstützt und ohne eine glückliche Fügung des Schicksals sei so etwas gar nicht machbar.

Es ist vollbracht! Die Kapelle spielt den Schneewalzer. Paare schaukeln über rohe, fleckige Fichtenbohlen. Die waren einmal honiggelb. Bevor die Schützen kamen, die Feuerwehrleute, die Spieler des örtlichen Fußballvereins, die Karnevalisten, die Kirmesbesucher. Mit den Jahren und den Festen haben sich die Dielen vollgesogen: mit klebriger Limo, verschüttetem Bier, Senf, Schokolade, Bratensoße. Anfangs gab es einzelne Flecken. Mittlerweile ist die Färbung wieder einheitlich: Grau-schwarz. „Das Alter eines Festzeltes erkennt man an der Bodenfarbe“, denkt Joseph. „Für Joseph XII hätte es ruhig ein neueres sein dürfen.“

Auch der Thron – er wackelt vorsichtig – hat wohl schon viele Könige getragen. Das grüne Gestell knarzt bei jeder Bewegung. Macht nichts! Die Kapelle spielt laut. Hammondorgel, E-Gitarre, Schlagzeug. Joseph streckt sich. Als seine weißen Fäuste un-

vermutet etwas Hartes berühren, zieht er die Arme ruckartig zurück, schaut irritiert nach oben: Richtig! Der König sitzt immer direkt unter dem Wappen. Und dessen Rahmen, ein vergoldeter Eichenlaubkranz, schwebt immer direkt über dem König – wie ein monströser Heiligenschein. Joseph lächelt, hebt sein Glas. Eigentlich trinkt er nicht – was ihm in der Lehre den Spottnamen Dörrobst eintrug. Jetzt trinkt er. Und seine Laune steigt mit jedem Schnaps und jedem Bier. Er beobachtet die Tänzer. Er kann nicht tanzen. Ach was: Er will nicht! Soll seine Frau doch einige Runden mit dem Kaiser drehen; heute ist ihm das egal. Heute muss der Kaiser zwischen den Biertischen bleiben. Unten.

Dort eilen durch den Mittelgang unablässig schwarz-weiße Kellnerinnen, schleppen Haxen und Kraut und Krüge mit Bier. Sie kennen ihr Geschäft, brüllen sich den Weg frei, stoßen rüde jeden zur Seite, der nicht schnell genug ausweicht. Unten im Zelt lächeln sie nie. „Hier oben“, denkt Joseph, sind sie freundlich, „sie sollen ein gutes Trinkgeld haben“. An der Königstafel lächeln sie immer.

„Jetzt wirst Du berühmt“, frozelt der Brudermeister und zeigt in den Saal, „da kommt die Presse.“ Ein Mann in blauer Jeans, blauem Hemd, schwarzem Wollsakko, braunen Schuhen bahnt sich seinen Weg durch die wogende, schunkelnde, grün-graue Schützenmenge. Wie einen Schild trägt er eine riesige Fototasche vor sich her. Der Lokalreporter. Joseph kippt noch einen Kurzen, erhebt sich, geht um die Tafel herum. Er wankt leicht. „Muss der Rhythmus sein.“ Die Combo spielt den Schützenlieselmarsch.

Die örtliche Zeitung wird wohlwollend berichten: Schützen sind gute Anzeigenkunden. Die grüne Uniform weist ihn als zugehörig aus. „Tach mein Junge“, begrüßt er den Journalisten, so wie er's bei den „Pressekonferenzen“ seiner Vorgänger gehört hat. Er versucht, dem jungen Mann jovial den linken Arm um die Schulter zu legen – was misslingt, weil der beinahe zwei Köpfe größer ist als er. Dafür drückt er mit seiner zierlichen, behandschuhten Rechten so fest er kann die Hand des Berichterstatters. Der stellt sich vor, sagt seinen Namen. „Freut mich sehr“, sagt Joseph, „ich bin der König“.

Sie setzen sich an seine Tafel. Der König ordert Bier. Die Kellnerin lächelt. „Für mich bitte nicht, ich muss noch weiter“, sagt der Lokalreporter. „Dörrobst“, denkt Joseph, bestellt eine Cola. Dann diktiert er dem jungen Mann seine Daten in den Block, rückt ganz dicht an ihn heran, damit er mitlesen kann. „Mit »ph«, nicht mit »f«, korrigiert er. Nennt sein Alter – kontrolliert, das seiner Frau, seiner Kinder –kontrolliert, seinen Beruf – „schreiben Sie selbstständig“, seinen Geburtsort. Dann erklärt er, dass „nach hartem aber fairen Wettkampf“ beim 89sten Schuss der Vogel gefallen sei. Er gibt die Namen der Ritter an, sagt: „Meine Ritter heißen...“, weiß dann aber nicht genau, ob der Schülerprinz Marcel heißt oder Mirko. „Ach, das soll ihnen der Brudermeister sagen.“ Das war's. Er lässt endlich den Arm des Reporters los, torkelt grußlos auf seinen Thron zurück.

Vom Brudermeister erfährt der Schreiber nicht nur die Namen, sondern vieles über das deutsche Schützenwesen: Schon Kaiser Karl habe um 800 in Aachen erste Schützen angeworben, um das Christentum zu verbreiten und zu sichern. Urkundlich erwähnt werden die Carlsschützen erstmals 1148. Aus ihnen und anderen Schutzgemeinschaften entwickeln sich erste Schützengesellschaften.

Zu Beginn des 15ten Jahrhunderts führt eine aus Flandern kommende Bewegung zur Gründung kirchlicher Bruderschaften, die sich zwecks Wallfahrt, Gebet, Armenspeisung,

Krankenpflege oder Brandbekämpfung zusammenschließen. Im Laufe der Zeit dringt der christlich-katholisch geprägte Solidaritätsgedanke der Bruderschaften immer mehr ins Schützenwesen ein. In der zweiten Hälfte des 19ten und der ersten Hälfte des 20sten Jahrhunderts kommt es zu einer Welle von Neu- oder Wiedergründungen von Schützenbruderschaften.

1928 wird in Köln unter der Schirmherrschaft des damaligen Oberbürgermeisters und späteren Bundeskanzlers Konrad Adenauer eine Dachorganisation gegründet, die Erzbruderschaft vom Heiligen Sebastianus, welche die „Kräfte im katholischen Lager als Gegenpol zu der politischen Entwicklung“ sammeln soll. 1936 lösen die nationalsozialistischen Machthaber die Organisation auf.

Vier Jahre nach Kriegsende legen die Schützen wieder an, geben ihrem Verband, der jetzt in Leverkusen residiert, einen neuen Namen: Bund der historischen deutschen Schützenbruderschaften. Allein dieser nach eigenen Angaben größten deutschen Schützenkörperschaft, gehören mehr als 1.300 Bruderschaften und Gilden mit zusammen rund 600.000 Mitgliedern an. In der Europäischen Gemeinschaft Historischer Schützen sind in 14 Ländern mehr als sechs Millionen Grünröcke organisiert. Schätzungen zufolge davon ein Viertel allein in den katholischen Gegenden Deutschlands – wobei freilich auch Protestanten schießen.

Die Vereine bestimmen ihre Organisation weit gehend selbst. Der Bund der historischen Deutschen Schützenbruderschaften etwa, an dessen Spitze der Hochmeister Hubertus Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg steht, macht kaum Vorgaben. Gemeinsam ist seinen Mitgliedern – die schwerpunktmäßig in den Ländern Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Niedersachsen residieren – nur der Leitspruch „Glaube, Sitte, Heimat“. Wie aber die einzelnen Gesellschaften ihre Feste organisieren, ob die Krönung vor dem Festzug stattfindet oder danach, ob's einen Zapfenstreich gibt oder nicht, davor einen Gottesdienst oder danach, ob Frauen Mitglied werden dürfen, den Titel Königin führen können, ob auf Gips- oder Holzvögel geschossen wird oder auf Scheiben, mit Kleinkaliberflinten oder Luftdruckgewehren, ob Ritter ermittelt werden, Schülerprinzen, Bürgerkönige, Knappen – all das ist jeder Bruderschaft freigestellt.

„Aha“, sagt der Lokalreporter, dankt dem Brudermeister und geht. Wie fast alle Schützenchefs hat auch dieser im Festtaumel vergessen, gegen Klischees zu kämpfen und Werbung für den Bund zu machen, worüber dessen Geschäftsführer Ralf Heinrichs nicht eben glücklich ist: „Bei Schützen denkt jeder sofort ans Saufen, dabei wird bei uns nicht mehr getrunken als anderswo. Andererseits spricht niemand über unser karitatives Engagement.“ Etliche Millionen Euro habe der Bund in den vergangenen 20 Jahren für verschiedene Projekte gesammelt.

Joseph XII hat seine eigenen Probleme: eine kurze Nacht hinter, einen langen Tag vor sich. Ihm ist speiübel, dröhnt der Kopf und den zerbricht er sich darüber, wie er wohl ins Bett gekommen ist. Vor der Tür wartet trinkend, trommelnd und trompetend eine Abordnung der Kameraden, die ihn zur Messe abholen will. Er tritt vor die Tür. Der Morgen ist ihm zu kühl, der diesige Himmel zu hell, die Schützenbrüder lachen zu laut. Die frische Luft hilft. Und noch mehr das erwachende Bewusstsein: „Ich bin der König“.

Der Priester predigt, der König döst, der Gottesdienst ist schließlich vorüber. Nun geht's zum Frühschoppen ins Vereinslokal, wo kalter Rauch aus schweren, oran-

gen Vorhängen düstet und schales Bier aus den fleckigen Eichenplatten der Tische. An der vertäfelten Stirnwand des langen Raumes blinkt ein Spielautomat, der ab und an kleine Melodien dudelt. Der Flipper neben der rustikalen Theke ist außer Betrieb. Wie Josephs Magen. Zum ersten Glas muss er ermuntert werden: „Mensch Jupp, einer geht doch.“ Stimmt! Und dann geht auch ein zweiter. Weil man auf einem Bein schließlich nicht stehen kann, so jung nie wieder zusammenkommen wird und überhaupt: kein Tag so wunderschön ist wie heute. Zum Bier gibt's aufgeweichte Brötchenhälften. Mit Gehacktem und verschrumpelten Zwiebelringen, mit Gouda und halbierten Gürkchen. Wenn man die herunternimmt, hinterlassen sie auf dem ausgetrockneten Käse einen hellen, feuchten Fleck.

Pünktlich um 14.30 Uhr formieren sich die Schützen des Ortes und der Nachbargemeinden in einer Seitenstraße zum Festzug. St. Hubertus-Brüder treten an und St. Sebastianus-Gilden, Spielmannszüge, Karnevals-, Heimat- und Trachtenvereine. Joseph XII wartet vor der Kirche. Neben sich Frau und Throngefolge. Er wird die Parade abnehmen, ihm allein gilt der Aufmarsch der insgesamt 17 Vereine. Er lächelt: „Einer mehr als im letzten Jahr“.

Der Schellenbaum scheppert, die Trommel donnert, die Trompete verspielt sich: „Badenweilermarsch“. Beinahe im Gleichschritt marschieren die Vereine heran. Beinahe zackig fliegen die Köpfe nach rechts, beinahe gleichzeitig die Hände nach oben: militärischer Gruß zu Ehren des Königs. Der hebt die Rechte, grüßt korrekt zurück. Das kann er gut, war immerhin Obergefreiter: hatte zwei schmale Streifen auf der Schulter. Die meisten Kameraden hatten nur einen. Seine Linke umklammert den Säbelknauf. Derweil die Königin ihr perlenbesticktes Handtäschchen festhält und ausladend mit dem Sträußchen winkt, das gestern Abend noch mehr Blüten hatte. Flatternde Fahnen werden vorübergetragen von kräftigen Männern mit ernsten Gesichtern. Es gibt Schützenvereine ohne Nachwuchs – Schützenvereine ohne Banner gibt es nicht.

„Jetzt Jupp“, sagt die Königin. Beide lächeln. Jetzt kommen die Kutschen. Zwei elegante, weiße Cabriolets. Der Hofstaat drängt sich in die erste, die von zwei Füchsen gezogen wird. In die zweite, Apfelschimmel im Geschirr, steigt ganz allein das Herrscherpaar. Im gemächlichen Schritt geht es die Hauptstraße entlang. Vorüber an der Kreissparkasse, der Post, dem Schnellimbiss Olympia. Pferdehufe klackern rhythmisch, eisenbeschlagene Räder surren auf dem Asphalt. Vom Straßenrand her winken einige Kinder. Joseph XII winkt mit der Linken nach links. Seine Frau winkt mit der Rechten nach rechts. „Mein König“, sagt sie leise, drückt mit der linken seine rechte Hand. Die ist jetzt weder kalt, noch steif, noch feucht. Der Frühschoppen hat gut getan.

An den Querstraßen warten Autofahrer. Müssen warten – weil hier der König fährt. Er winkt. Sie winkt. Optiker, Ärztehaus, Dresdner Bank; Grundschule, Apotheke, Lebensmittelgeschäft. Hufe klackern. Er lächelt, sie lächelt, hält seine Hand. Beide winken. Sanitär und Heizung, Schuhreparaturschnelldienst; Angel-

bedarf, Zoohandlung, Juwelier. Vor der Eisdiele stehen junge Leute und grinsen. Aus einem Autoradio wummert Techno-Musik. Er drückt ihre Hand. Sie winkt. Fliesenleger, Supermarkt, Gebrauchtwagenhandel, Tankstelle, Werkstatt, Spedition. Eine Frau mit Rastalocken führt einen Dobermann aus. Er lächelt. Sie winkt. Der Zug biegt von der Hauptstraße ab. Wohngebiet. Menschenleer. Er schließt für einen Moment die Augen. Hufe klackern, Räder surren. Er döst. Sie winkt weiter. Der Zug stockt. Die Kutsche ruckt. Es riecht süßlich nach Popcorn und Zuckerwatte, Grillwürstchen und Mobiltoiletten. Der Ortsrand, die Umgehungsstraße, der Festplatz. Der Zug steht. Joseph XII schreckt auf. „Sind wir schon da?“ Sie lässt den Arm sinken, schaut sich irritiert um. „Ja? Ach ja.“

Abermals ziehen sie ins Festzelt ein. Diesmal gibt es keinen Applaus. In wildem Durcheinander lagern Trommeln, Tubakästen und Fahnen im Gang. Graue, blaue, grüne Grüppchen stehen plaudernd beieinander, nicken nur kurz König und Königin zu, um gleich darauf ihr Gespräch fortzusetzen. Das Regentenpaar erreicht den Thron. Auf der Tafel fehlt die weiße Decke. Die Blumengebinde stehen auf fleckigem Holz. Joseph blickt ins Zelt hinab. Niemand blickt zu ihm herauf. Lange kommt keine Kellnerin. In einer Ecke lacht donnernd der Kaiser.

Der Nachmittag schleicht langsam vorüber. Statt der Kapelle spielt der lokale Radiosender: „die schönsten Oldies im Doppelpack“. Als es dunkelt, die Karussells anhalten, die Autoscooter stoppen, die Losbude schließt, beginnt krachend das Feuerwerk. Der König schaut sich um. Die Kameraden schauen nach oben. Zapfenstreich. Getragen verspielt sich die Trompete: „Ich bete an die Macht der Liebe“. Sie schaut ihn an, hält seine Hände. Die sind ganz kalt, ganz steif und ganz feucht. Seine Augen sind feucht, der Traum ist vorüber.

Seine Augen leuchten, der Traum beginnt. Ein Sparvertrag ist ja noch übrig. Zwei Schüsse nur, zwei Treffer noch. Beim ersten wäre er Joseph XIII. Und der nächste würde sein Leben verändern: Joseph – der Kaiser!

Text und Rechte: Lutz-Peter Eisenhut/ Die Welt